Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1906

11 (13.1.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 2

Visual Library

ie Ausbildung dieser uns so nah verwandten Tiergattung arg vernachlässigt worden. Da die Schimpansen aus dem Urwald nicht zu ihm nach London kommen, so hat er im Urwald eine Art Schule errichtet. Ueber die bisher erzielten Ergebnisse berichtet er, daß es ihm gelungen sei, einem Schimpansen das Wort Feuer nicht nur zu lehren, sondern, was mehr ist, dieses Wort mit dem dazu gehörigen Begriff zu verbinden. Ein Weibchen lehrte er mit viel Mühe den Unterschied zwischen Kreisen, Vierecken und Dreieden. Dies gelang ihm dadurch, daß er der Schülerin verschiedene ihrer Lieblingsnahrungsmittel gab, je nachdem sie die verschieden gestalteten Holzstückchen aufhob. Auch die Farbenunterschiede lehrte er sie auf diese Weise. Die allererste Schülerin bekam er im September 1904. Als jedoch schöne Fortschritte gemacht, brannte sie ihm mit ihren Kenntnissen durch.

Der zäh seine wissenschaftlichen Arbeiten verfolgende Professor richtete einen Unterricht in einer Lichtung von etwa 40 Ar, die er im Urwald bauen ließ und in welcher er sich aus Bambus und Palmen ein Häuschen erbaute, ungefähr 2 Gr. südlich vom Aequator, in einer Entfernung von 70 Kilometer von der Küste. „In dem betreffenden Forst", sagt der Professor in seinem in der „Northamerikan Review" zuerst erschienenen Bericht, „gibt es meilenweit keine Straßen oder Pfade irgendwelcher menschlicher Kultur." Wenn man den Bericht Garners liest, kann man unwillkürlich an eine Stelle in Camille Flammarions, des berühmten Astronomen, phantastischem Werk: „La fin du monde" denken, wo in einer zukünftigen Periode Menschenaffen, besonders Gorillas, bei den Menschen die niederen häuslichen Arbeiten, Geschirr spülen usw. besorgen. Wenn die Entwicklung der Menschen diese noch auf eine so hohe Stufe führen würde, dann hätte der Garner sicher ein Stück Verdienst daran.

Allerlei.

Ein Märtyrerleben unter Wasser führen die Schwammfischer dalmatinischen Küste. Von den etwa 700 Tauchern, die diesen Beruf dort ausüben, sterben jährlich etwa 10 Prozent an der Lähmung. Im Sommer arbeiten sie von früh morgens bis spät sind durch die gewaltigen Druckunterschiede im Wasser den ihren für ihr Leben ausgesetzt. Ihre Ausbeutung durch die ist furchtbar. Bei einem jährlichen Durchschnittsverdienst sind sie ganz in den Händen der Kapitäne der Schwammschiffe. Ihre Ausbeute nicht groß, so werden sie unbarmherzig wieder geschickt. Die Luftzufuhr ist ungenügend. Anstatt die heiße zu kühlen, wird sie, durch die Apparate noch erhitzt, erstickt. Ein Mitarbeiter von Harpers Monthly Magazine Zeit eines von ihm beobachteten Schwammtauchers folgt:

angt, kroch er auf dem Meeresboden herum, wobei er, fallen, sorgfältig darauf achtete, daß er die schweren nicht verlor. Er suchte zwischen den Wundern tropischen Seegartens nach Ansammlungen Hatte er eine solche Gruppe gefunden, so gab n, worauf die Stelle ausgebeutet wurde. Er Stücke (Schwämme sind bekanntlich zwei- und behielt nur die abtaßfähigen weiblichen. afte Gestalt eines Hais oder eines Seewolfs bei. Endlich gab er, die Taschen voll schwerer, ume, das Zeichen zum Aufziehen."

genannten Zeitschrift erzählt nun weiter, wie einen, Muscheln und Schmutz befreit werden, in- nackten Füßen treten. Dann werden sie in schwacher Oxallösung gefüllt sind. Dort bleichen erem Waschen gebrauchsfertig. — Wer denkt, wenn wamm wäscht, der entsetzlichen Leiden der Schwamm-

elig klingende Geschichten, die mit dem jüngsten norwegi- im Zusammenhang stehen, machen zurzeit in der Presse runde. So berichtet laut M. N. N. ein sonst kühl redi- von einer Episode, die sich beim Einzuge Haakons VII. er in der alten Akerhus-Feste zugetragen haben soll. In ortigen Kasinosäle, so meldet das Blatt, war um die Mittags- s Einzugstages eine größere Anzahl diensteifriger Offiziere ver- m die Ankunft des Königspaares zu erwarten. Noch während its voll Spannung auf den ersten Batteriesalut lauschte, der en des Panzerschiffes Heimdall auf der Außenreede zu rapportieren, erklang plötzlich ein eigentümliches Klirren und Rascheln aus se des Saales. Kaum hatte man Zeit, um sich nach der Ursache des ches umzusehen, als das im Hintergrunde angebrachte Krönungsbild des König Oskars dröhnend zu Boden stürzte. Das Bild blieb unbeschädigt, nur die an der Oberleiste des breiten Goldrahmens angebrachte war in tausend Atome zersplittert. Der Anwesenden bemächtigte peinliches Gefühl ob des kleinen Zwischenfalles, doch war er in hel des nachfolgenden Einzugsgepränges bald wieder vergessen. ige Tage später waren mehrere Mitglieder derselben Gesellschaft ner Privatfestlichkeit anwesend, die bei dem früheren Ministerpräsi- Hagarup stattfand. Während des Souvers kam man gesprächsweise auf den sonderbaren Zwischenfall auf der Akerhus-Feste zurück, und Journalist äußerte ironisch, die Wände des Kasinosaales seien wohl in olich reparaturbedürftiger Verfassung gewesen. Noch während man dieser Art allerlei scherzhafte Bemerkungen austauschte, erscholl rum ein seltsames knisterndes Geräusch, das die Gesellschaft für einen ent gespannt aufhorchen ließ. In der nächsten Sekunde löste sich eine der Fensterwand angebrachte Konsole mit der lebensgroßen Marmorbüste Oskars II. aus ihrer Befestigung und stürzte mit Donnerpolter zu Boden. Der Eindruck dieses wunderlichen Zusammentreffens war überwältigend, auf allen Gesichtern spiegelte sich die schauerliche Stimmung wieder, unter der die ganze Tafelrunde stand, und früher als ursprünglich geplant, verabschiedeten sich die Teilnehmer von ihren Gastgebern.

So weit die Schilderung des Morgenbladet. Inzwischen haben sich in verschiedenen anderen Zeitungen eine Reihe von Personen zu Worte gemeldet, die an den denkwürdigen Einzugstagen ganz ähnliche Wahrnehmungen gemacht haben. Wer wird der erste sein, der den „Wink Gottes" herausfindet.

Eine Volkszählung im Käse. Ein Gelehrter der schweizerischen Meiereischule in Sonntal hat mühsame Zählungen angestellt, um zu ermitteln, wie groß die Zahl der lebenden oder lebensfähigen Kleinwesen in verschiedenen Käsearten ist. Ein Gramm des eigentlichen Schweizer- oder Emmentaler Käses in frischem Zustand enthält nach seinen Feststellungen 90 000—100 000 Bakterien. Ist der Käse aber nur etwa über zwei Monate alt, so ist die Zahl bereits auf 800 000 Bakterien in jedem Gramm gestiegen. Weicher Käse ist aber noch viel stärker bevölkert. Der unter diesem Namen besonders bezeichnete „Weichkäse" enthält, wenn er etwa 25 Tage alt geworden ist, durchschnittlich schon 1¼ Million Bakterien auf das Gramm und nach 1½ Monaten mehr als zwei Millionen. Zudem gelten diese Ziffern nur für den Kern des Käselaibs, während am Rande bis zu mehr als 5½ Millionen Einwohner auf das Gramm gezählt worden sind. In 1½ Pfund Weichkäse leben also etwa ebenso viel Bakterien wie Menschen auf der Erde, und doch bildet dieser Käse ein treffliches gesundes Nahrungsmittel. Man weiß sogar noch nicht einmal bestimmt, ob der hohe Gehalt der Bakterien den Käse nicht nahrhafter und verdaulicher macht. Die Bakterien verdienen eben nicht immer, auch nicht einmal meistens, den Ruf, in dem sie allgemein stehen, sondern die nichtsnutzigen oder sogar in hohem Grade gefährlichen Bakterien bilden doch immer nur die Minderzahl in der ganzen Sippe. Uebrigens dürfte eine Ausdehnung der zeitraubenden und nicht gerade anregenden Arbeit des Schweizer Fachmanns auf noch andere Käsearten zeigen, daß so ein richtiger „Harzer", der einem schon auf ein halbes Kilometer entgegenduftet, oder auch ein Roquefort in vollendetem Zustand der Zersetzung in jedem Gramm seines Gewichts Volkszahlen aufzuweisen hat, wie keine Großstadt der Erde.

Die Moral auf dem Hühnerhofe. In der Wiener Wochenschrift Der Weg (Wiener Verlag in Wien und Berlin) erzählt Alfred Herlinger: „Auf dem Hühnerhof herrschte riesige Aufregung. Die ältesten Hennen konnten sich nicht erinnern, daß sie jemals so was erlebt hätten. Es war einfach unerhört, und die Alte mit dem scharfen Schnabel beeilte sich, ihre intimsten Schwestern auf ein paar Körnchen einzuladen, um den wichtigen Fall brühwarm mit ihnen zu besprechen. Und da standen sie nun und wackelten mit den Köpfen. Nein, diese verdorbene Welt! Die jüngste Henne vom ganzen Hof, kaum selber aus dem Ei gekrochen, hatte heute in der Nacht in aller Stille ein Ei gelegt. Natürlich, so war die heutige Jugend. „Ob mir so was passieren könnte?" gackerte stolz eine alte, vertrocknete Hennenjungfer, die so mager war, daß es kein Hahn wagte, sie anzurühren, aus Angst, aufgespießt zu werden. Und noch dazu mit wem? Mit so einem dahergelaufenen jungen Laffen, der noch nicht einmal die erste Sprosse auf der Hühnerleiter erklommen hatte und, anstatt auf dem hohen Misthaufen die Bodenkultur zu studieren, es vorzog, unerfahrenen Hühnern die Köpfe zu verdrehen. Ein Skandal wars. Ein uneheliches Huhn sollte hier im Hofe herumlaufen, in irgendeiner dunklen Ecke geboren, nicht im warmen Nest, wie sichs geziemt, unter den Augen von liebenden Eltern, in einer ehrbaren, vom Hofhahn geweihten Ehe.

Also entrüsteten sich die ehrbaren Hennen, daß es über den ganzen Hof schallte. Die junge Sünderin aber duckte sich zerknirscht in einer dunklen Ecke und brütete über dem Unglücksei. Da kam ein kleines liebes Mädchen dahergesprungen, hinter ihr die Frau des Hauses. „Sieh, Mama!" rief sie und klatschte in die Hände. „Wie niedlich! So ein kleines nettes Hühnchen und hat schon ein hübsches weißes Ei!" Und sie beugte sich nieder, gab der kleinen Henne frisches Wasser und streute ihr die schönsten Körnchen vor. Und ihre Mama schaute ihr lächelnd zu.

Die alten Hennen aber öffneten vor Verwunderung die Schnäbel und gackerten empört: „Nein, wie man sich mit so einer abgeben kann! Diese Menschen haben wirklich gar keine Moral!"

Humoristisches.

Realistische Kunst. Schmierendirektor: „Wissen Sie die Hungerszene im dritten Akt auswendig?" Schauspieler: „Auswendig nicht, aber inwendig."

Das Weib. Ein Liebespaar hat beschlossen, gemeinschaftlich in den Wassertod zu gehen. Es legt die entbehrlichsten Kleidungsstücke am Ufer ab; um jede Spur, die zur Agnoszierung führen könnte, zu verwischen, will der Jüngling die in ihrem Hute angebrachte Firma herausreißen, doch die Jungfrau wehrt ab: „Laß sein, Adolar, das kann man ruhig sehen, . . . es ist das erste Geschäft der Stadt!"

Auf der Sekundärbahn. Schaffner (zum Geschäftsreisenden, der auf der letzten Station eingestiegen ist): „Sie, der Hausknecht vom Goldenen Hirsch läuft hinter dem Zuge her . . . dem haben Sie wohl kein Trinkgeld gegeben?"

Zoologisches. Lehrer: „Wer kann mir ein Tier nennen, welchem es seine Natur ermöglicht, dem Menschen überallhin nachzufolgen und sich in jedem Weltteile zu akklimatisieren? Nun Schulze?"
Schüler: „Der Storch." (Megg. Bl.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 2. Karlsruhe, Samstag den 13. Januar 1906. 26. Jahrgang.

Kurt Eisner.

Unter diesem Titel sei es erlaubt, das bei Kaden u. Co. in Dresden schöngedruckte und kunstvoll ausgestattete Buch: Feste der Festlosen, Hausbuch weltlicher Predigtschwänke unsern Lesern vorzuführen. Es ist die schriftstellerische Persönlichkeit Eisner's, die in den verschiedenen vielen Seiten ihres Wesens uns aus dem Buche entgegentritt, und deshalb erlauben wir uns, anstatt von dem Buch mit dem etwas gesucht klingenden und sich mit dem Inhalt nicht sonderlich gut deckenden Titel vom Verfasser selbst zu reden.

In der Zeit des fatalen Konflikts zwischen den sechs Vorwärtsredakteuren und dem Parteivorstand hat Bebel es Eisner als Schmeichelei ausgelegt, daß er früher ihn in seinen Reichstagsreden so über alle Maßen verherrlicht habe. Wer Eisner's Eigenart oder vielmehr seine Eigenarten kennt, weiß, wie unberechtigt dieser Vorwurf ist. Am besten aber rechtfertigt ihn sein neues Buch von der Anklage der Schmeichelei. Eisner verbindet zwei höchst widersprechende geistige Eigenschaften in sich, den Spötter und den Enthusiasten. Und wenn er einmal die Schwingen seines Enthusiasmus in Bewegung setzt, dann kennt er keine Höhengrenzen mehr. Es ist das Eigentümlichste bei ihm, daß nie oder selten seine satirische Ader und seine enthusiastischen Pulse zusammen schlagen. Sie arbeiten immer allein und lösen einander nur ab. Nie dämpft der Spott, am wenigsten der Spott über eigene Gefühle, wie sie Heine so gerne zur Abkühlung seiner selbst und seiner Leser benutzte, Eisner's heißes Aufwallen der Seele. Er schaltet immer das eine oder das andere Register ein, je nachdem er es braucht. Und die Notwendigkeit verschiedener Register macht sich ganz besonders bei einem modernen Journalisten fühlbar, der die großen Tagesereignisse dem Publikum in der Beleuchtung seiner eigenen Stimmungen zeigen muß. Und die Feste der Festlosen sind eine Sammlung von Plaudereien aus der Feder Eisner's, die in dem halb dutzend Jahre immer die Glanzleistungen des Vorwärts waren.

Eisner als sozialdemokratischer Redakteur und speziell als tonangebender, wenn auch nicht Chefredakteur des Vorwärts, war in dieser Eigenschaft überhaupt schon ein Phänomen. Es ist ihm ja zur Genüge vorgeworfen worden, daß ihm die ökonomisch-historischen Fühlhörner fehlen. Das stimmt vollständig. Die ökonomisch-historische Denkweise verträgt eben kein Künstlerblut. Und Eisner ist in allererster Reihe Künstler. Er läßt die Welt der äußeren Erscheinung wie diejenige der inneren Gedanken sich brechen in dem Prisma seiner Künstlerindividualität, und die Strahlen- und Farbengebilde, die dann erscheinen, sind eben sein persönlichstes Werk. Es war eine historisch wertvolle Tat, daß er als ausgeprägte Individualität, welche die sozialistische Gedankenwelt mit ganz andern Organen erfaßte, als seine nur von der materialistischen Geschichtstheorie lebenden Kollegen, es fertig gebracht hatte, eine lange Reihe von Jahren die Leser des Vorwärts in seinen Gedankenkreis zu bannen, ohne daß die Abonnentenzahl unter diesem persönlichen Regime, wenn wir so sagen dürfen, litt. Er war sozusagen der erste, der die Probe aufs Exempel machte, ob eine reich ausgestattete und den Sozialismus in ihren eigenen Farben betrachtende Persönlichkeit nicht nur in dem Rahmen der Parteiorganisation, sondern sogar an leitender Stelle sich ausleben konnte. Und die peinlichen Vorgänge beim Ausscheiden Eisner's aus dem Redaktionsverband des Vorwärts können einem die Freude darüber, daß entgegen den Anschauungen des geistneidigen Bildungsbataillons der bürgerlichen Presse, auch für selbständige Individualitäten genug Ellenbogenraum bei uns ist, nicht verderben. Es ist eben ein Stück Selbsterhaltung, wenn die Partei auch Genossen, die nicht ganz nach der Schablone arbeiten, ihr Genüge bei uns finden läßt.

Kurt-Eisner ist ein Sensibler, nicht im pathologischen Sinne, sondern in der Art, wie jeder wahre Künstler sensibel sein und auf die Eindrücke der Außenwelt rascher und stärker reagieren muß, wie der Durchschnittsmensch. Dabei ist der tiefe Grundzug seines Wesens eine feine, liebenswürdige Ironie. Man lese z. B. einmal seine liebe, drollige und doch nicht oberflächliche Plauderei: Helle Kleider. Oder seine farbenfatte Aquarellskizze: Der Herbst. Oder das feinironische Stückchen: Die Bank. Das sind kleine Kunstwerke journalistischer Zierarbeit. Die satirische Ader pulst schon mehr in der reizenden Geschichte vom: Eingekerkerten Frühling, oder vom: Osterhasenprotest. Seine Flügel aber weitet er in den Stücken: Nach dreien Tagen, oder im: Säkularrausch oder in der: Heimat der Neunten. Mit diesen Anführungen wollen wir natürlich nicht eine erschöpfende Auswahl geben, sondern nur andeutend unterstreichen.

Nicht immer gelingt es Eisner, unser Fühlen und Empfinden in seinen Plaudereien kleinen oder großen Stils restlos aufgehen zu lassen. Der Gedankengang, oder vielmehr der Gedankenschwung und Gedankenflug ist bei ihm nicht immer gerade in die Höhe führend. Seine Fluglinien gleichen oft mehr dem Zickzack der Möve als dem ruhigen Aufschweben des Adlers. Er ist ein unruhiges phantastisches Temperament, das leicht verlagt, sobald die Stoffe größer werden, als die Kraft, sie zu bewältigen. Aber in einem Essai hat er sich zu „kongenialer" Größe mit dem Stoff aufgeschwungen. „Prophetenkraft" heißt der von innerem Feuer lodernde Aufsatz und ist dem gewaltigen Einsiedler Rußlands, Leo Tolstoi, widmet. Es ist ein rühmliches Zeichen für Eisners über die Grenzen der Partei hinausgehende Erfassungskraft des äußeren und inneren Weltganzen, daß er die ungeheuere, stoßsichere Wucht dieses Predigers in der Wüste und die großartige Psychologie dieser in unsere Zeit gar nicht hineinpassenden Prophetengestalt zu erfassen wußte, zwar mit Ablehnung des Tolstoi'schen Heilwegs, aber doch mit der tiefsten Herzensachtung vor einem solchen, jede scheue Halbheit meidenden Helden, der als einziger in dem Lande der Zensur den Machthabern und ihrer Kreatur, dem Zaren, das gewaltig kühne Manifest gegen den russisch-japanischen Krieg ins Gesicht zu schleudern wagte.

Das große ethische Empfinden, der kategorische Imperativ einer neuen Weltanschauung und das pflichtvolle Bewußtsein einer neuen Weltmission, diese Gefühle, die in zahlreichen Stücken des Buches, insbesondere aber in der Narrenrede im Säkularrausch wogen, sie können vor allem Eisner's Wunsch erfüllen, daß sein Buch ein Hausbuch werde, nicht in den Händen des mit des Lebens Not dumpf ringenden Proletariers, wohl aber in den Händen geistig fortgeschrittener Sozialisten, die in des Lebens Tretmühlenarbeit oft neuer Erfrischung und neuer Anregung bedürfen. Wir wollen nicht leugnen, daß, wie es bei einer nachträglichen Sammlung ursprünglich nur für den Tag geschriebener Plaudereien begreiflich ist, manches mit unterlaufen ist, was den Reiz der Frische eingebüßt hat. Auch neigt Eisner leicht dazu, durch Wortspiele und barocke Schnörkelwitze den Gedanken oft nach anderen Richtungen zu hetzen, als es ursprünglich wohl selbst in seiner Absicht lag. Mit Bedauern sieht man bisweilen, wie Geist und Geistreichigkeit keineswegs deckende Begriffe sind. Auch über die Ausstattung des Buches durch übrigens vorzüglich wiedergegebene Bilder alter und neuer großer Künstler wäre einiges Kritische zu sagen. Man kann sich dem Eindruck beim besten Willen nicht entziehen, daß Text und Bildschmuck nicht organisch zusammengehören, sondern — oft mühsam zusammengesucht und -geklebt sind.

Aber alles das sind nur Nebensächlichkeiten. Eisners bedeutende Persönlichkeit tritt vor uns aus diesem Buche in allerlei Sprachen. Er plaudert, erzählt, witzelt, spottet, feuert an, begeistert, erschüttert, erhebt und erbaut. Manche mögen über diese Vielseitigkeit hochmütig die Achsel zucken. Wir aber meinen, daß wir ihm dankbar sein sollten, dafür, daß er als bewegliche Natur und als leicht produzierender Künstler uns in ziemlich guter Auswahl das beste aus mehrjährigem Schaffen in einem Buch geboten hat. Und wenn ich ihn mir vorstelle, wie er bei der Fahrt vom Parteitag in Bremen nach Helgoland auf seinem kleinen Klappstuhl saß, die hohe Stirn mit dem dahinter liegenden Glatzansatz in der Hand haltend und mit den Augen ruhig und fröhlich in das Getriebe der schon schwerkranken Kollegen zwinkernd, dann kann ich ihn mir auch vorstellen, wie er über die Kritiker seines Buches denkt, die wähnen, seinem Humoristenphantasiennaturell mit den eisernen Zangen des dogmatischen Geschichtsmaterialismus beikommen zu können. A. F.

Krankheitsanlage und Krankheitsursache.

(Nachdruck verboten.)

Bazillus oder Körperschwäche? Was ists, was den Menschen krank macht? Sind es die mikroskopischen Krankheitserreger oder ist es die in der Körperverfassung des einzelnen liegende Krankheitsanlage?

Die deutsche Medizin am Anfang und Ende des neunzehnten Jahrhunderts bietet einen ganz entgegengesetzten Anblick; damals wenige fest begründete wissenschaftliche Tatsachen, aber ein eifriges Bauen von luftigen Systemen und Hypothesen, die Naturphilosophie mit ihren spekulativen Irrgängen auch unter den Medizinern in vollster Blüte, am Ausgang des Jahrhunderts dagegen ein erdückendes, emsig gemehrtes Tatsachenmaterial, Entdeckungen, Erfindungen, Erfahrungen vom größten Werte, aber eine große Abneigung gegen allgemeine wissenschaftlich-theoretische Ideen und Erörterungen. Dazu hat gehört der glänzende Siegeszug der Bakteriologie (der Lehre von den kleinen, krankheitserregenden Lebewesen) eine Umwertung aller Werte in der Medizin herbeigebracht und unser Wissen und Können ungemein durch neue Funde bereichert. Es lag nahe, daß die Bakterien als Wesen der Krankheit und eigentliche Krankheitsursachen ausschließlich in den Vordergrund traten, wenn auch nebenbei vom „günstigen Nährboden" hin und wieder die Rede war.

Erfreulicherweise tritt neuerdings in der wissenschaftlichen Medizin das Bedürfnis nach einer neuen Aufstellung leitender allgemeiner Gesichtspunkte, der „Leitmotive" in der Krankheitslehre, und nach einer Sichtung der oft nicht ganz klaren oder um ihre eigentliche Bedeutung gekommenen Begriffe hervor. Gegen die übertriebene Einschätzung der Rolle der Bakterien bei Krankheiten gegenüber der Wichtigkeit der Körperverfassung und Krankheitsanlage macht sich eine kritische Bewegung geltend, zu deren Hauptführern Professor F. Martius in Rostock gehört. Seiner „Pathogenese (Entstehungslehre) innerer Krankheiten" folgend, kommt Dr. Korn in einer Arbeit über Krankheitsdisposition zu nachstehenden Schlüssen:

Ein Kleinlebewesen wird erst dann zum Krankheitserreger, wenn es in einem andern Organismus einen krankhaften Vorgang auslöst. Ob das geschieht, hängt aber begreiflicherweise ebenso von der Natur des andern Organismus ab, wie von ihm selbst. In der Tat lehrt die Erfahrung täglich mehr, daß es Kleinlebewesen gibt, die bestimmte Tiere krank machen, während sie andern gegenüber sich als völlig machtlos erweisen.

So weiß man z. B., daß der Milzbrandbazillus sowohl für den Menschen wie für eine große Menge Wirbeltiere ein starker Krankheitserreger ist, während er Hunden nichts anzuhaben vermag. Man drückt dies gewöhnlich so aus, daß man sagt, die Hunde seien gegen den Milzbrandbazillus immun (giftfest oder seuchenfest), andere Wirbeltiere nicht. Bereits lange vor der bakteriologischen Aera wußte man, daß es viele Ansteckungskrankheiten gibt, wie z. B. die Rinderpest oder die Druse der Pferde, denen gegenüber der Mensch von Natur aus unempfindlich ist, wie es auf der andern Seite ausschließlich menschliche Krankheiten gibt (z. B. Lepra, Scharlach u. a.), welche keine Tierart befallen.

Es liegt hierbei klar zutage, daß der Unterschied lediglich in der verschiedenen Konstitution (Körperverfassung), in der verschiedenen Reizempfindlichkeit des Wirtes zu suchen ist. Der Reizträger ist dabei immer derselbe, d. h. an sich weder giftig, noch harmloser Schmarotzer, sondern beides zugleich, aber jedes nur für einen bestimmten Wirt oder eine bestimmte Tiergattung.

Metschnikoff gibt den Niederschlag unseres heutigen Wissens über die Ansteckungskrankheiten mit folgender Begriffsbestimmung: „Die Ansteckungskrankheiten beruhen auf der Ansiedlung von parasitären Organismen (schmarotzenden Kleinlebewesen), welche den Körper ihrer Wirte mehr oder weniger beschädigen.“ Gegen diesen Standpunkt aber ist neuerdings starker Widerspruch erhoben, welcher die Bedeutung der Bakterien als Krankheitserreger leugnet, sie nur als Parasiten auf bereits erkranktem Boden gelten läßt. In gemäßigter Form vertreten diesen Standpunkt z. B. Liebreich und Gottstein. Letzterer nennt Tuberkulose, Diphtherie, Unterleibstyphus, Flecktyphus, Cholera nosoparasitäre Krankheitsformen, weil der menschliche Organismus diesen Krankheiten gegenüber eine angeborene Immunität, voll wechselnder Höhe besitzt, „welche erst durch konstitutionsschwächende, d. h. disponierende Momente allerverschiedenster Art herabgesetzt werden muß, wenn die krankheitserregende Wirkung der spezifischen Mikroparasiten in Kraft treten soll.“

Jedenfalls läßt sich die mögliche Schädigung des Menschen durch Parasiten nicht leugnen; so wenig wie sich bestreiten läßt, daß der Mohn als Erzeuger des Opiums giftig auf den Menschen wirkt, ebensowenig wird sich von den Diphtheriebazillen leugnen lassen, daß sie Krankheitserreger sind.

Dagegen läßt sich die Annahme, als liege das Wesentliche, Entscheidende des Krankheitsvorganges nur in der besonderen Natur des lebenden Erregers und dieser sei die alleinige und ausreichende „Ursache“, nicht aufrecht erhalten. Der Krankheitsvorgang z. B., den wir Lungenentzündung nennen, kann durch eine ganze Reihe verschiedener Erreger in Gang gebracht werden, aber keiner dieser verschiedenen Erreger hat an sich die Fähigkeit, den fraglichen Vorgang auszulösen, sondern nur unter bestimmten, auf der veränderlichen Natur des Körpers beruhenden Bedingungen wird er hervorgerufen. Das Wesentliche, das „Spezifische“ des Vorgangs liegt hier also viel mehr im Wirt, als im Parasiten. Wo die Krankheitsanlage fehlt, können auch die giftigsten Bakterien die „spezifische“ Krankheit nicht zuwege bringen.

Die Bakterien sind nicht die eigentliche Krankheitsursache, sondern nur das auslösende Moment, das allerdings häufig als Ursache bezeichnet wird, wie der Funke bei einer Pulverexplosion. Sie sind aber ein notwendiges Moment des ganzen Krankheitsvorganges, denn ohne eine solche Auslösung würde es eben überhaupt nicht zur Erkrankung kommen. Die pathogenen Bakterien sind also Krankheitserreger, die eine vorhandene Krankheitsanlage auslösen.

Auch Birch-Hirschfeld betont, daß das Zustandekommen der Krankheit abhängig ist „von dem Zusammenwirken der direkten Krankheitsursache und der Krankheitsanlage. Der Anteil beider Faktoren an der Entstehung der Krankheit ist ein sehr wechselnder. Im allgemeinen gilt für beide ein umgekehrtes Verhältnis; je mächtiger die direkte Krankheitsursache ist, desto mehr kann die Voraussetzung einer besonderen Disposition entbehrt werden, während im entgegengesetzten Falle bei hochgradiger Krankheitsanlage eine an sich wenig wirksame Veranlassung zur Hervorrufung der Krankheit genügt.“

Angeborene oder erworbene Fehler der Konstitution, der Körperverfassung, können lange ohne Schädigung des Organismus bestehen. Aber es kann aus ihnen die Krankheit sich entwickeln. Wie nichts in der Welt, geschieht auch das nicht „von selbst“. Es muß ein Anstoß von außen dazu kommen. Aber trotz erfolgter Infektion kommt es nicht immer, sondern nur dann zum Ausbruche der Krankheit, wenn die Abwehrmechanismen des Organismus ungenügend ausgebildet, also konstitutionell schwach sind. Aber auch die schwächste Konstitution wird z. B. niemals tuberkulös ohne Infektion durch den Tuberkelbazillus. Das konstitutionelle Moment spielt also in der Krankheitsentstehung eine große und vielfach entscheidende Rolle. Die Krankheitsanlage (Disposition) ist nichts anderes als angeborene oder erworbene Organschwäche, d. h. ein Fehler der Konstitution.

Mit andern Worten, die Verminderung angeborener Organschwäche durch reichliche Nahrung, Luft, Licht und Bewegung sind wichtigere Faktoren der Krankheitsbekämpfung als die gesamte Arzneipraxis.

Th.

Die Quellen der Sonnenwärme.*)

(Nachdruck verboten.)

I. Vorbetrachtungen.

Wir können es fast als beobachtete Tatsache betrachten, daß die Sonne seit vielen Tausenden oder Zehntausenden von Jahren Wärme in den Raum ausstrahlt, scheinbar ohne Abnahme ihres Vorrates. Eine der schwierigsten Fragen der Naturlehre, eine Frage, deren Schwierigkeit man vor der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nicht einsah, ist die gewesen, wie dieser enorme Vorrat von Wärme erhalten werde. Denn die von der Sonne stündlich gelieferte Wärmemenge entspricht nach Helmholtz der Verbrennungswärme von 7500 Kilogramm Kohle auf jedes Quadratmeter ihrer Oberfläche. Berechnen wir etwa, in welchem Maße die Temperatur der Sonne infolge der Ausstrahlung ihrer Oberfläche jährlich sinken müßte, so finden wir ungefähr 2 Grad, wenn sie sich wie Wasser, 4 bis 8 Grad, wenn sie sich wie die meisten Stoffe, die unsere Erde bilden, verhielte. Sie würde daher wenige Jahrtausende nach ihrer Entstehung sich vollständig abgekühlt haben, wenn die Quelle ihrer Wärme keine andere wäre, als die durch ihre Temperatur angezeigte.

Daß ihre Temperatur, wie diejenige irdischer Feuer, durch die Verbrennung oder chemische Verbindung auf ihr befindlicher Stoffe erhalten werden sollte, ist gleichfalls unmöglich, denn die Rechnung zeigt, daß ihre Wärme dann ebenfalls nur wenig mehr als 3000 Jahre andauern würde. Auf Grund des Satzes von der Gleichwertigkeit von Wärme und Arbeit hat man nun aber die Existenz einer anderen Wärmequelle vermutet. Fiele nämlich aus bedeutender Höhe ein Körper auf die Sonne, so würde sich der ganze durch seine Masse und Geschwindigkeit repräsentierte Kraftvorrat in Wärme verwandeln, und die so erzeugte Hitze müßte viel größer sein, als die aus der bloßen Verbrennung jenes fallenden Körpers entstehende. Ein schon früher erwähntes Beispiel dieser Art liefern die Sternschnuppen bei ihrem Durchgang durch unsere Atmosphäre. Nun ist die Geschwindigkeit, mit der aus weiter Entfernung kommende Körper auf die Sonne fallen, entsprechend der außerordentlich viel größeren Masse der letzteren, ganz bedeutend größer als die irdische Fallgeschwindigkeit; sie beträgt mehr als 560 Kilometer in der Sekunde. Nehmen wir also an, wie es Robert Meyer in seiner „meteorischen Theorie“ tut, daß von den Milliarden in unserem Sonnensystem enthaltenen winzigen Körpern fortwährend Tausende auf die Sonne stürzen, so erhielten wir in ihrem Sturze eine ausgiebige Quelle für die Sonnenwärme.

Indessen würde diese nicht hinreichen, den in Form von Wärme von der Sonne fortdauernd abgegebenen Kraftvorrat zu ersetzen. Man hat nämlich berechnet, daß im Laufe eines Jahrhunderts mindestens eine unserer Erde gleiche Masse in die Sonne fallen müßte, um ihre Wärme zu erhalten. Diese Quantität meteorischen Stoffes übersteigt aber so weit jede Wahrscheinlichkeit, daß man die Ergänzung der Sonnenwärme nicht auf solche Weise erklären kann. Nur ein kleiner Bruchteil von den Meteoren und ähnlichen Körpern, die den Raum durchfliegen oder um die Sonne laufen, kann auf sie fallen. Um dieses Geschirn zu erreichen, müßten sie aus dem Raum gerade auf sie zuschießen oder infolge einer durch die Planetenanziehung bewirkten Störung ihrer Bahnen hineingeworfen werden. Wären die Meteore so häufig, wie es die Hypothese erfordert, so würde auch die Erde von ihnen überschüttet werden und zwar derart, daß ihre ganze Oberfläche durch die in Wärme umgesetzte lebendige Kraft erhitzt und alles Leben vollständig zerstört würde. Die Sonne mag also wohl zu einem längst vergangenen Zeitpunkte einen großen Betrag von Wärme in dieser Weise bekommen haben, und mag einen Teil auch jetzt noch so erhalten; aber es ist unmöglich, daß ihr Verlust fortwährend auf diesem Wege ersetzt wird. Es müssen daher noch andere Quellen vorhanden sein, aus denen die gewaltige Kraft fließt, von der ein kleiner Bruchteil auch den Lebensnerv unseres ganzen Erdendaseins speist. Helmholtzens großem Genie war es vorbehalten, diesen Born zu erspähen und seine Entdeckung in der sogenannten Kontraktionstheorie niederzulegen.

*) Aus Newcomb-Engelmanns „Populärer Astronomie“, 3. Aufl., 1905 Mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages W. Engelmann in Leipzig.

Zehn Gebote für Männer.

Im Ulk, einem dem Berliner Tagebl. beigegebenen Witzblatt, lesen wir: Verschiedene Zeitungen bringen eine Aufstellung von zehn Geboten zur Beherzigung für Ehemänner, die eine ideale Ehe schätzen. Da wir grundsätzlich nichts nachschreiben, bieten wir unsern Lesern eine neue Fassung:

1. Bedenke stets, daß du wohl der Herr deines Hauses sein sollst, daß du aber nur auszuführen hast, was die Frau gebietet.
2. Vergiß nicht, daß deine Frau kein Engel ist, sondern menschliche Unvollkommenheiten hat, die du mit derselben Geduld ertragen mußt, mit der du ihre beständigen Vorwürfe über deine Schwächen erträgst.
3. Denke daran, daß die Frau meistenteils körperlich viel schwächer ist als der Mann und verüble ihr daher nicht, wenn sie sich mit Besenstielen, Kochtöpfen oder Stuhlbeinen bewaffnet.
4. Wenn du ihre Haushaltspflichten nicht bis ins kleinste kennst, hast du doch kein Recht, sie so gering zu achten, wie die Frau deine Tätigkeit einzuschätzen pflegt.
5. Halte dir öfter den Spruch vor: „Leicht überschätzt der edle Mann — das, was er selbst nicht machen kann, — doch was die Frau'n auf Luxus setzen, — das kann er hoch genug nicht schätzen.“
6. Laß deine Frau die Sorgen für die täglichen Lebensbedürfnisse nicht ganz allein tragen und besprich hin und wieder freundlich mit ihr, wo etwa Einschränkungen möglich sind, die du dir aufzuerlegen hast.
7. Habe hin und wieder ein freundliches Lob für die Geschicklichkeit deiner Frau, wenn sie alle vierzehn Tage oder öfter ein neues Dienstmädchen braucht oder bei billigen Gelegenheitskäufen übers Ohr gehauen worden ist, denn ein verdientes Lob tut wohl.
8. Laß die Gerechtigkeit auch im Hause deine vornehmste Tugend sein, aber mache keinen Gebrauch davon, wenn es sich um deine ehelichen Rechte handelt.
9. Frage deine Frau nach dem Grunde ihres Mißmuts, den sie zuweilen äußert, aber nur, wenn du außer Schußweite bist und sie gefahrlos reizen darfst.
10. Habt ihr einen Streit gehabt, so denke an das alte schöne Wort: „Lasset die Sonne nicht untergehen über eurem Zorn!“ und bedecke ihre Schwächen mit dem Mantel der Liebe aus dem Pelzwarenlager von Gerson oder Herpich.

Die Erziehung zur Ansteckungsfurcht.

Eine Belehrung für Schüler über ansteckende Krankheiten hat der Ortsschulrat von Proßnitz veröffentlicht. Sie hat folgenden Inhalt:

„Jede Krankheit, welche auf andere übertragbar ist, ist eine ansteckende Krankheit. Solche Krankheiten sind: Diphtherie, Scharlach, Blattern, Bauchtyphus, Rose, Entzündung der Ohrspeicheldrüse und Keuchhusten; ansteckend ist auch die Tuberkulose. Durch Berührung werden die Krätze und Läuse übertragen. Sei stets rein gewaschen, gekämmt und angezogen, weil die Unreinlichkeit die Entstehung und Verbreitung der Krankheit unterstützt. Wenn sich Schmerzen im Halse oder ein Ausschlag am Körper einstellen, rufe den Arzt und melde es in der Schule. Wenn du erfährst, daß in dem Hause oder in der Gasse, in welcher du wohnst, irgend jemand an einer ansteckenden Krankheit erkrankt ist, zeige es in der Schule an. Wenn jemand aus deiner Familie an einer ansteckenden Krankheit erkrankt ist, darfst du nicht in die Schule gehen und mußt die Erkrankung in der Schule melden. Gehe in kein Haus, in welchem jemand an einer ansteckenden Krankheit erkrankt ist, ebenso nicht in Lokale, in welchen sich Leichen von Personen befinden, die an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind; berühre oder küsse keine solche Leiche. Nimm zum Andenken keine Kleider, Bücher oder Spielerei von solchen Personen, die an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind. Spiele nicht mit Kindern, die in einem Hause wohnen, in welchem jemand an einer ansteckenden Krankheit leidet; meide sie und weiche einem solchen Hause aus.“

Diese Kundgebung, so gut gemeint sie sein mag, ist so ziemlich das Krasseste, was in dieser ansteckungsfürchtigen Zeit uns zu Gesicht kam. Die Korrespondenz für Gesundheitspflege schreibt: Es ist der Geist blinder Furcht, der aus ihnen spricht und der sich daraus auf die Kinder übertragen muß. Mit Furcht bekämpft man aber keine Volkskrankheiten, und noch weniger dadurch, daß man den Schulbuben zum Gesundheitspolizisten und Anzeiger macht. Klassisch ist das Verlangen: „Wenn du erfährst, daß in der Gasse, in welcher du wohnst, irgend jemand an einer ansteckenden Krankheit erkrankt ist, zeige es in der Schule an.“ Was soll denn das Kind tun, dessen Vater oder Mutter z. B. an Tuberkulose leidet? Soll es das auch angeben? Und sollen die anderen Kinder sich von ihm abwenden wie von einem Unreinen? Der Schlußsatz, folgerichtig angewandt, zwingt ja direkt dazu.

Man sage doch den Kindern, wie sie praktische Gesundheitspflege, durch Reinlichkeit, Lüftung von Wohnungen treiben sollen, sorge in der Schule für gute Luft, für trockene Füße der Kinder, und raffe sich auf, allen bedürftigen Kindern ein ausreichendes Schulfrühstück zu geben. Dann wird man sie besser gegen Krankheiten widerstandsfähig machen, als wenn man ihnen unsoziale Angstgefühle anerzieht. Noch mehr als über den Erlaß der Gesundheitshüter in Proßnitz muß man sich aber über die Tageszeitungen wundern, welche derartige Lehren gläubig abdrucken, ohne Worte der entschiedensten Ablehnung zu finden.

Die Pflege des Fahrrads im Winter.

Ein Rad, das während des Winters nicht benutzt wird, muß vor allen Dingen mit ganz besonderer Sorgfalt gereinigt und durch zweckmäßige Mittel vor Rost geschützt werden. Es genügt da durchaus nicht, wie viele glauben, wenn man die vernickelten Eisenteile des Fahrrades nachsieht, blank putzt und mit Vaseline einfettet, sondern diese Sorgfalt muß vor allen Dingen bei den inneren Teilen, dem Kugellager, der Kette, den Ventilen usw. angewendet werden. Die Wochenschrift Fürs Haus rät deshalb, das Rad anstatt, wie üblich, erst im Frühjahr von fachmännischer Hand gründlich reinigen zu lassen, dies vor Beginn des Winters vornehmen zu lassen.

Um allen Schmutz und verharztes Oel zu entfernen, benutzt man Petroleum oder Benzin, spritzt damit die Kugellager und alle Oelstellen so gründlich aus, daß die Flüssigkeit wieder herausläuft, dann erst öle man alles reichlich. Hierauf werden die Korken der Handgriffe mit Benzin gesäubert und mit leinenen Schutzkappen versehen, die Nickelteile sorgfältig blank geputzt und mit Vaseline oder noch besser der bekannten Rostschutzpomade eingerieben. Die Pneumatiks müssen sauber gereinigt und gut abgetrocknet werden. Sehr gut ist es, wenn man sie mit Leinwandstreifen umwickelt, das schützt sie vor dem Austrocknen und Brüchigwerden.

Von Zeit zu Zeit wickle man die Hülle einmal ab und überzeuge sich von der Beschaffenheit des Mantels. Fühlt er sich sehr rauh und trocken an, so überstreiche man ihn mit einem feuchten, nicht sehr nassen, in lauwarmes Wasser getauchten Schwämmchen, hüte sich aber, daß Wasser zwischen die Felgen läuft. Der Luftschlauch darf nicht stark aufgepumpt werden, ehe das Rad weggestellt wird. Manche Fachleute empfehlen, die Luft vor der Aufbewahrung ganz herauszulassen.

Wenn man nun das also hergerichtete Rad an einem trockenen Ort aufbewahrt und es durch Verhüllen mit Decken oder Tüchern vor Staub und den Einwirkungen kalter Luft schützt, so wird man im Frühjahr keinen Aerger durch Schäden des Rades haben und es binnen kürzester Frist in gebrauchsfähigen Zustand versetzen können.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Eine Rede von Peter Rosegger.

Die am 1. Januar ausgegebene stattliche Jubiläumsnummer der Grazer Tagespost, die an diesem Tage auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückfah, bringt an ihrer Spitze eine „Tischrede“ von Peter Rosegger. Der Dichter widmet seine Worte besonders dem Andenken des unvergessenen Adalbert Viktor Svoboda, der von 1862 bis 1882 das Blatt leitete, u[illegible] dem Rosegger selbst die erste Förderung verdankt. Wie das geschah, [illegible] Rosegger vor vier Jahren, als Svoboda starb, den Lesern des Zeitgeist [illegible] zählt. In seiner Tischrede spricht er von Svoboda, der ein bedeute[illegible] Mensch war, die folgenden Worte:

„Aus kleinen, idyllisch stillen Verhältnissen hob jener Mann [illegible] mals einzige Tagesblatt mit Abendblatt der Steiermark auf eine [illegible] liche Geisteshöhe, entzündete es zu einem weithin gesehenen F[illegible] schmiedete es zu einer schneidigen Waffe für Fortschritt und De[illegible] Sein Grundsatz war, daß eine Zeitung den Leuten nicht nachlaufen, dern ihnen vorangehen solle, daß sie ein Führer und Lehrer des V[illegible] müsse . . . . Von 1862 bis 1882 ist Svoboda die Seele dieses P[illegible] wesen. Seine impulsive Natur, seine fast schwärmerische Begeis[illegible] Freiheit und Entwicklung, für Wissenschaft und Kunst, für [illegible] Leben hat in unseren Alpenländern den Acker bestellt, den [illegible] streut für eine Ernte, die allerdings bis heute noch nicht ganz [illegible] ist. Seine Losung war Geisteskultur. Und manches, was den [illegible] redakteuer nicht zu erreichen möglich war, suchte er persönlich [illegible] Gedenken wir der zahllosen jungen Leute, die er erzog, litterarisch [illegible] anspornte zum Lernen und Schaffen, denen er die Wege ebnete, [illegible] verschaffte, um ihr Ziel zu erreichen . . . Wenn es wahr ist, daß [illegible] ihre Zeitungen macht, so ist es ebenso wahr, daß die Zeitungen [illegible] machen. Welche Riesenbedeutung der Presse! Welche Fülle von [illegible] keit, Weisheit, Freimut und Liebe ist nötig für die Zeitungen, [illegible] große Zeit hervorzubringen!“

Das sind goldene Worte für jeden Zeitungsmenschen, der [illegible] seiner Sache ernst meint, und besonders die so selbstbewußten bü[illegible] Preßverwalter sollten sie sich dreimal im Ohr klingen lassen.

Ein Denkmal Luise Michels. Man schreibt aus Paris [illegible] Tagen wird sich auf dem Friedhofe von Levallois-Perret über [illegible] das Luise Michels Reste birgt, ein eindrucksvolles Denkmal [illegible] Bildhauer von größter Begabung, Herr Derrs, hat das K[illegible] sen, das in der letzten Herbstausstellung großen Erfolg [illegible] Revolutionärin steht in einem ärmlichen Gewand, wie [illegible] trug, da, den linken Arm liebevoll um den Nacken eines [illegible] geschlungen, eines schlanken und doch sehnigen Mädchen [illegible] und voll Vertrauen emporblickt. Luisens Rechte mach[illegible] klärende Gebärde, über das Gesicht ist Klugheit und [illegible] An ihr Kleid schmiegt sich zärtlich ein Kätzchen. [illegible] glückt, das Wesen der Frau, die Lehrerin der A[illegible] din alles Lebendigen war, in seiner Schönh[illegible] bringen. Das Denkmal ist, von seinem Urhebe[illegible] dem Geburtstag Luise Michels, aufgerichtet w[illegible]

Länder- und Völkerk[illegible]

A. Ueber die Schlüsselburger Festung — [illegible] Nr. 52 —, die jetzt gerade wieder einen Teil der [illegible] beherbergt, veröffentlicht Melschin im Sy[illegible] Vaterlandes) einen interessanten Bericht. Die [illegible] 1884 zu einem politischen Gefängnis umgewan[illegible] Gendarmerieverwaltung wurde für sie geschaffen, [illegible] pelte Gehälter bezogen. Der Unterhalt der [illegible] Staat 75 000 Rubel jährlich. Die hier Eingeschlossene[illegible] kommenen Isolierung unterworfen; sie durften weder [illegible] noch pfeifen, noch schnell gehen. In den ersten Jahren [illegible] tagsüber die eisernen Betten aus den Zellen entfernt, [illegible] Kranken auf dem Boden liegen mußten. Bücher g[illegible] Festung. Die Kranken lagen und starben in ihren Ze[illegible] Sterbenden wurden die Kameraden nicht hineingelassen [illegible] Einflusse des grausamen Regimes ihren Verstand verlo[illegible] Lachen und Schreien der Wahnsinnigen brachte die übrigen Ein[illegible] oft zur Verzweiflung. Erstaunlich ist die geringe Anzahl de[illegible] nierten. Nur die „schwersten Verbrecher“ kommen in die Sch[illegible] Bis jetzt waren es seit 1884 im ganzen 67 Sträflinge. Von die[illegible] hingerichtet worden, und zwar: Rogatschow, Stromberg, [illegible] Generolow, Ossipanow, Andrejuschkin, Schlewajew, Michin, [illegible] Balmaschkow, Kalajew, Gerschkowitsch und Wassiliew. Drei nahm[illegible] das Leben: Klimenko, Gratschewski, der sich mit Petrol begoß und [illegible] dete und Sophie Günzburg, die sich mit dem Scherben eines Ko[illegible] schirms die Pulsadern öffnete. 16 Internierte starben an Irrsi[illegible] Tuberkulose und Skorbut. Zwei befinden sich augenblicklich im [illegible] schen Irrenhause. Drei Inhaftierte, die freigelassen worden [illegible] endeten durch Selbstmord. Einmal wurde ein „Unbekannter [illegible] mauert. Dessen Geheimnis ist bis heute nicht gelüftet. Trotz de[illegible] festes vom 17. Oktober, das dem Volke eine sogenannte Verfassu[illegible] und die Schlüsselburg als politisches Zuchthaus abschaffte, schm[illegible] heute noch fünf Opfer in ihren Mauern. Karpowitsch, Gerschuni, A[illegible] kow, Ssasanow und Ssikorski.

Aus dem Tierleben.

1. **Ueber Affenbildung** berichtet ein Mitarbeiter der Zeits[illegible] Himmel und Erde. Es ist der bekannte Simiologe, der englische Pro[illegible] Garner, der sich in der neueren Zeit darauf verlegt hat, Affen ge[illegible] Elemente der Schulbildung beizubringen. Nach seiner Ansicht